

## Jiffi Wolker: Vom Rauchfangkehrer

Der Rauchfangkehrer trägt nicht nur eine Leiter und ein schwarzes Gesicht. Der Rauchfangkehrer trägt auch das Glück. Das wissen alle Leute und hauptsächlich die, die Knöpfe am Mode haben. Wenn er vorübergeht, gleich greifen sie nach einem und denken an das, wonach sie sich sehnen. Und tatsächlich geht ihnen das in Erfüllung, weil die Menschen es so schon seit langem machen und es so machen werden, so lange Rauchfangkehrer durch die Straßen gehen werden. Wenn es nicht wahr wäre — sicher würden sie es nicht machen.

So seht ihr: alle Menschen können auf ihre Art glücklich sein. Sie brauchen dazu nur einen Knopf und einen Rauchfangkehrer.

Das wollte auch Jeniff, der kleine Waisenjunge. Weil er ein armer Teufel war, der von einem Tag auf den andern auf dem Pflaster der Vorstadt lebte, hatte er viele schöne Wünsche. Er konnte sich sehnen nach einem Kipfel, nach einer Ringelspielfarke, nach der verstorbenen Mutter oder nach einem Apfel, den die Weiber in den Strohschüsseln auf dem St. Jakob-Platz verkauften. Weil er nichts hatte, war das Maß seines Glückes groß.

Wer es war da ein großer Fehler: der kleine Jeniff hatte auf seinem zerrissenen Rock und an seinem zerfransten Hosens nicht einen einzigen Knopf. Die Hosens und den Rock hatte er von guten Leuten bekommen, aber ihr wußt ja, daß nicht einmal die guten Leute ihr Bestes hergeben. Deshalb, als er sie von ihnen als Geschenk erhielt, waren sie schon ordentlich abgeschunden und alle Knöpfe waren weg. Die Wohlthäter, die ihm die Kleider gaben, dachten nicht, daß ein so kleiner Junge Knöpfe brauchen würde. Es genügte, daß sie seine Wäsche zudeckten. Auch Jeniff ist es anfangs nicht einmal aufgefallen, daß seinen Kleidern etwas fehlte. Erst als er das Geheimnis vom Rauchfangkehrer, dem Knopfe und dem Glück erfuhr, dachte er traurig:

Ich kann nicht glücklich sein, weil ich keinen Knopf habe.

Es betrübte ihn sehr, weil er sich wünschte glücklich zu sein. Und wer würde sich das auch nicht wünschen! Seit dieser Zeit dachte er an nichts anderes als daran, wie er einen Knopf erlangen könnte. Für die übrigen Kinder war das nichts schweres, aber für Jeniff war das keine kleine Arbeit. Mit einem Knopf ist immer ein Vater verbunden, der ihn kauft, und eine Mutter, die ihn annäht. Und diese zwei Voraussetzungen fehlten Jeniff ganz und gar.

Jeniff wollte Geld für einen Knopf verdienen. Er trug einer Frau Wasser in den fünften Stock, einer anderen führte er Kohle in einem kleinen Wagen mit einem göttlichen Hund, er ging ins Dorf um Milch und machte überhaupt alles, was ein Junge in seinem Alter vermag.

Aber er verdiente sich dennoch nicht das Geld für einen Knopf. Die Leute dachten: wozu einem so kleinen Jungen Geld geben, das er nicht versteht und das er wahrscheinlich nur verwaschen würde! Wir geben ihm lieber etwas zu essen — das hilft ihm mehr.

Und sie gaben ihm. Da Brot, da Käse, da einen Teller Suppe oder einige Reste vom Mittagessen. Wenn Jeniff sich dann angeeignet hatte, vertiefte er in eine solche Seligkeit, daß er auch auf den Knopf vergaß und glaubte, daß er sein Glück auch ohne ihn erringen werde.

Wenn er aber abends ordentlich verdaunt und nichts als Hunger in der Tasche hatte, da entfloß ihm alles Selbstvertrauen, alle Kraft; der ersehnte Knopf fing ihm vor den Augen zu tanzen an mit allen seinen wunderbaren Eigenschaften. Besonders wenn er an einem Knopfladen vorüberging, wo hinter der Auslage ganze Haufen verschiedener Knöpfe waren. Da waren militärische, da wieder zivile Knöpfe. Die einen ganz aus Gold mit schönen eingeritzten Buchstaben, die anderen Matrosenknöpfe mit dem bläulichen Schimmer des Meeres. Bei manchen waren vier Löcher sichtbar, bei anderen waren die Löcher verborgen unter einem schimmernden Metallmantel. Ueber alle glänzte eine Reihe großer Perlmutterknöpfe, die Jeniffs Augen wie Magnete anzogen.

Die bringen bestimmt das größte Glück, dachte Jeniff. Aber ich werde mich wohl kaum jemals an sie herantrauen können. Die sind sicher tüchtig teuer.

Er schaute aber doch auf sie hungrierter und hungrierter, bis die Frau im Laden ihn beobachtete und, da sie seine flackernden Augen nicht begriff, ihn wegjagte.

„Schau, daß du fort kommst, dreijähriger Junge! Es schaut dir nichts Gutes aus den Augen.“

Sie dachte, daß er ihr etwas stehlen wolle, und Jeniff ging beschämt weg.

In der Nacht dann, wenn er in dem Zimmerchen über dem Keller auf Gabelstehen mit zehn noch unglücklicheren Leuten schlief, schwebten der Perlmutterknopf und das mißgünstige Gesicht der Verkäuferin in seinen Träumen.

Als er sich so lange und lange vergeeulisch sehnte, geschah es ihm einmal, daß er auf der Straße ein Mädchen sah, das auf seinem Rock gerade jenen schönen Perlmutterknopf hatte, den er im Laden gesehen hatte. Aber nicht nur das merkte Jeniff; er bemerkte auch, daß der schöne Knopf nur an einem Faden hängt und daß er bald abreißen wird. Das Herz zitterte ihm bei dem Gedanken, daß ihn das Mädchen verlieren und er ihn finden könnte. Da wäre sein Schmerz zu Ende. Schon morgen könnte er dann das haben, woran er nur denken würde.

Deshalb machte er unmerklich hinter ihr her und folgte ihr. Wonach er sich soviel sehnte — das geschah auch. Gerade als das Mädchen in die Tür eines niedrigen Hauses trat, riß der Knopf ab und blieb auf dem Pflaster liegen, ohne daß sie es merkte. Es war das ein sehr unachtsames Mädchen, wenn man überlegt, daß das der einzige Knopf war, den sie hatte, und daß sie durch seinen Verlust auch um alles Glück gebracht wurde, das sich an ihn gebunden hatte.

Jeniff jauchzte. Vorsichtig hob er den Knopf auf und hielt ihn in der Hand. Er glänzte in der Sonne wie ein Edelstein. Schnell stiedte er ihn in die Tasche und schaute sich um.

Das Mädchen war schon weg und hatte nichts bemerkt.

Jeniff verschwand hinter der nächsten Ecke. Sorgsam trug er ihn nach Hause. Er zog den Rock aus und borgte sich eine Nadel. Einen Faden zog er aus den Hädern, auf denen er schlief, und gleich begann er zu nähen, damit er früher fertig werde, bevor es zu dunkeln beginnt.

Aber jetzt erinnerte er sich an etwas. Er erinnerte sich an das Mädchen, das irgendwo weinen wird, weil es den schönen Knopf verloren hat. Möglich, daß es gar nicht wußte, was für Freuden es durch ihn erlangen konnte. Wenn es gewußt hätte, was ein Knopf und ein Rauchfangkehrer alles vermögen, wäre es sicher vorsichtiger gewesen. Eines Tages wird es dies sicher erfahren. Aber der Knopf wird schon weg sein. Möglich, daß es niemals mehr einen zweiten bekommen wird, denn es ist schwer, einen Knopf zu bekommen. Es hat ihn verloren und er hat ihn genommen. Genommen — nicht gefunden. Soll er ihn ihm zurückgeben?

Nein, das brachte Jeniff nicht über sich, weil er viele schwere Tage sich nach ihm gesehnt hatte.

Bis mir der Knopf Glück gebracht haben wird, dann gebe ich ihn ihm zurück und vielleicht gebe ich noch etwas dazu, dachte er sich.

Aber werde ich es dann wieder finden?

Die Hände zitterten ihm ein wenig, aber er nähte und nähte.

Am nächsten Tag ging er aus mit dem Knopfe wie mit einem Stern. Es war ihm aber so, als ob die Leute allgütiger nach ihm gafften, als ob sie ihn nur allein auf seinem zerrissenen Rock sehen würden. Deshalb verbergte er ihn etwas mit der Hand. Er fürchtete auch, das Mädchen von gestern zu treffen.

Er ging, ging und suchte einen Rauchfangkehrer. Er dachte auch darüber nach, was er sich wünschen sollte. Er entschied sich für ein goldenes Schloß auf einem gläsernen Berg und eine Pomeranze.

Gegen Mittag erblickte er einen Rauchfangkehrer. Er war schwarz wie ein Neger, nur die Augen hatte er blau wie Veilchen. Schnell lenkte er seinen Schritt auf den Gehsteig, auf dem der Rauchfangkehrer ging, und packte den Knopf fester.

Das Herz schlug ihm in der Brust wie eine Kugel.

Der Rauchfangkehrer näherte sich.

Er ging ruhig und lächelnd.

Jeniff war blaß und umschloß mit eisigen Händen den Knopf mehr und mehr.

Bis er auf fünf Schritte zu mir gekommen sein wird, werde ich meine Bitte flüstern, dachte er sich.

Der Rauchfangkehrer war bei ihm. Unter dem schwarzen Bart lag ein hohles, weißes Lächeln.

„Nest!“, sagte sich Jeniff und stieß halbblau aus sich hervor:

„Ein Schl—oß und eine Po—me—“  
Kraach!

Der Knopf, der mit einem allen Faden angenäht und allgütiger von Jeniffs Hand ge-

zogen worden war, riß ab und blieb ihm zwischen den Fingern noch mit einer Fadenspur wie eine verwickelte Blüte.

Jenks Hoffnungen brachen mit einem Schlag zusammen. Die Tränen traten ihm in die Augen und das Weinen in die Kehle. Er war unermesslich unglücklich; denn er sah darin die Strafe dafür, daß er einen fremden Knopf für sein Glück genommen hatte.

Er schluchzte soviel, daß der Rauchfanglehrer sich umdrehte und zu ihm trat.

„Was ist dir geschehen, Junge?“, fragte er. Seine Stimme war ebenso rein, wie der Rauchfanglehrer verrückt war.

„Aber Jenk jammerte heftig und hielt in der beschmutzten Hand den Knopf.“

„Hat dir jemand etwas gemacht oder hast du etwas verloren?“

Die Hand des Rauchfanglehrers fuhr Jenk über den Kopf wie eine warme Welle.

„Ich habe einen Knopf genommen“, brachte er heraus.

„Ich wollte ein Schloß und eine Pomeranze. Deshalb habe ich gestern einen Knopf genommen.“

Und begann wiederum zu weinen.

„Und wem gehörst du?“

Jenk wußte nicht, wem er gehört. Er gehörte niemanden, obgleich es dem Menschen so gut tut, wenn er jemandem gehören kann.

Der Rauchfanglehrer nahm den verweinten Jenk bei der Hand und führte ihn mit sich. Seine Hand war schwarz und voll von Ruß, aber Jenk verwandelte sich unter ihr in ein reines Lamm.

Der Rauchfanglehrer führte Jenk in ein kleines Haus — gerade in das gleiche, in dem gestern das Mädchen verschwunden war.

„Mutter und Lida — ich bringe euch einen Jungen, der weint, weil er ein Schloß und eine Pomeranze haben wollte.“

„Ich weine nicht deshalb“, sagte Jenk, „sondern deshalb, weil ich einen Knopf genommen habe.“

„Ein Schloß und eine Pomeranze können wir dir nicht geben“, sagte die Frau des Rauchfanglehrers, „aber wir geben dir ein Mittagessen.“

Und sie gaben ihm. Sie setzten ihn zum Tisch und nötigten ihn einen vollen Teller Suppe auf. Auf der einen Seite sah der Herr Rauchfanglehrer — schon rein und gewaschen, auf der anderen Seite seine Frau und gegenüber Lida, die gestern den Knopf verloren hatte.

Sie stellten an ihn gute und freundliche Fragen und Jenk antwortete. Zeit seines Lebens hatte er nicht soviel erzählt wie damals. Alles erzählte er, wie er allein ist, wie er das Glück wollte, wie er den Knopf suchte und wie alles ausgefallen ist.

Der Herr Rauchfanglehrer und seine Frau lachten. Lida schaute auf ihn mit ernsten und verwundernden Augen und die Suppe rauchte und roch wie der Weihrauch der Kirche.

„Du gefällst mir, Junge“, sagte schließlich der Rauchfanglehrer, „und wenn du willst, kannst du bei uns bleiben und ich lehre dich Rauchfanglehrer. Obgleich ist es Lida allein traurig.“

Seine Frau nickte mit dem Kopfe und Lida bligte es in den Augen. Jenk nickte freudig und seine große Freude verbarz er hinter einem großen Stück Fleisch, damit sie ihm nicht entläuft. Denn da ging das Essen nicht in den Magen, sondern gerade ins Herz.

Jenk lernte Rauchfanglehrer.

Rauchfanglehrer sein, heißt die Leute glücklich machen. Aber dem Rauchfanglehrer kann das Glück nicht durch einen Knopf begegnen. Weil er das Glück trägt, kann er davor nichts nehmen.

Aber Jenk merkte nicht, daß er von dieser Gnade ausgeschlossen ist, und er war glücklich, auch wenn er wußte, daß er selbst als Rauchfanglehrer sich nicht beim Knopf paden kann vor einem anderen Rauchfanglehrer, um sich die Erfüllung dessen zu wünschen, was er sich ersehnt.

Er kroch über hohe Dächer um den Himmel herum und ließ sich durch die Kamine zu den verschwärzten Feuerstätten. Die Leute hatten ihn gern, weil er die Kamine zu reinigen verstand, so daß die Speisen, die man unter ihnen kochte, den reinsten Kanarienvögeln gleichen. Er bereitete der Sonne und der Luft den Weg zum menschlichen Feuer. Das ist eine gute Arbeit.

Die Zeit rann dahin wie das Wasser und Jenk wuchs wie aus dem Wasser. Der Herr Rauchfanglehrer war mit ihm zufrieden, die

Frau hatte ihn gerne und Lida? — Ach, die hatte ihm schon längst verziehen; nicht nur das, daß er ihr einmal einen Knopf genommen hatte, sondern auch das, daß er sich sie genommen hatte.

Damals war schon Lida wie eine Birke emporgewachsen und Jenk war wie eine Buche.

Wenn ihr ihn einmal begegnet, erkennt ihr ihn leicht. Er sieht aus wie jeder andere Rauchfanglehrer, aber er hat die Taschen voller Knöpfe und gibt sie jedem, dem sie auf dem Noche fehlen, denn er will das Glück nicht nur den einen bringen und den anderen nicht.

Rauchfanglehrer sein, heißt die Menschen glücklich machen, die Knöpfe haben. Bis alle Menschen Knöpfe haben werden — werden alle glücklich sein.

(Deutsch von Bruno Schwab.)

## Die Hirten von Tres Casas

Das Dorf Tres Casas liegt im Tal des Júcar, in der Provinz Albacete, da, wo die bergige Landschaft Murcia und die weite Ebene der Mancha, Don Quijotes Heimat, zusammenstoßen. Ueber die Hügel am Júcar zogen die drei Hirten Vicente, Pablo und Domingo mit ihrer Herde. Es waren die Schafe von sechs Gemeinden, aber die Hirten stammten nur aus zweien: Pablo und Domingo waren in Tres Casas zu Hause, einem Flecken bei Alator; Vicente war aus Zapatal, das jenseits des Flusses am Abhang der Sierra Martí lag. In der Bewachung der vierhundert Schafe wurden sie von zwei dünnen, zähen, grauen Hunden unterstützt, die wie Wölfe ausfahen und sich Fremden gegenüber auch so benahmten. Die Schafe weideten, verstreut, das spärliche Gras der fast baumlosen, von der Sonne überhitzten Hügel ab; langsam, beinahe feierlich schob sich das wollige Heer über die Berghänge, die Klanken der Höhenzüge entlang, in Seitentäler und Schluchten einbiegend, Kämme überschreitend und jenseits niedersteigend. Am Abend lagerten sich die Tiere, von den wolkräftigen Hunden zu dichtgedrängter Masse zusammengetrieben, zu einem geschlossenen Fleck mit unregelmäßigem Rand; von ferne sah es aus, als sei der Hügel mit gelblichweißem Ausschlag bewuchert, in dem braunschwarze Schorfflecken krusteten. Die drei Schäfer ruhten, in ihre Mäntel gewickelt, auf der Erde wie ihre Tiere. Die Hunde schliefen am Rande des Lagers einen wachsamem Schlaf; jede Unruhe in der Herde ließ sie den Kopf hochwerfen und scharf hinauswittern, ab und zu erhob sich der eine oder andere und umfänglich lautlos, mit gesenktem Kopf, lauernd das Lager.

Oft war die Herde tagsüber über Hunderte von Quadratmetern zerstreut; das Gras wuchs nicht in Wiesen; die Schafe muhten die in Spalten und Rinnen, in kleinen Mulden und auf Felsabfällen wuchernden Büschel Staud für Staud aufstöbern. Die Hirten sahen oft tagelang nichts voneinander. Es kam vor, daß ein Teil der Herde mit dem einen der Schäfer weit entfernt vom Haupttrupp lagerte, da, wo er eben zurückgeblieben oder wohin er schon vorausgewandert war.

An einem Sommertag des Jahres 1924 befand sich der Vortrupp der Herde im Abstieg nach einem kleinen Tal, auf dessen Grund von ferne das gelbliche Grün einer kleinen Wiese leuchtete. Dort mußte auch Wasser sein. Die Tiere witterten es und hielten sich bei den spärlichen, rauhen Berggräsern nicht lange auf; sie wanderten rasch bergab; es war, als rutsche ein helles Stück Erde an Tal.

Durch die weidenden Schafe stieg ein Mann herauf. Es war ein junger Bursche mit spanischem Gesichtsbau und mädchenhaft schönen Zügen. Als er bei dem Schäfer angelangt war, grüßte er lächelnd: „Buenos tardes, amigo“. Dann griff er in die Tasche, brachte eine Handvoll Tabak zum Vorschein und bot dem Hirten an, bevor er sich eine Zigarette drehte. Als die ersten Züge geraucht waren, erkundigte sich der Fremde höflich nach der Zahl der Schafe, nach dem Zustand der Weide, nach dem Ergehen des Schäfers. Dann schickte er sich zum Gehen an, fragte aber nebenbei: „Wie weit habe ich's noch bis nach Zapatal?“ „Welches Zapatal? Vielleicht in der Sierra Martí?“ „Ja“, sagte der Junge lächelnd, „gerade dorthin will ich“. Der Hirte, Vicente, erklärte es ihm genau, auf eine Weise und unter Angabe von Merkmalen und Zeitschätzungen, womit kein Städter etwas hätte anfangen können, die aber dem jungen Bauern ohne weiteres verständlich waren; denn er sagte nickend: „Muchísimas gracias, compadre!“ und verabschiedete sich. Schon war er einige Meter bergauf gestiegen, da rief ihm Vicente noch nach: „Und wen willst du denn in Zapatal sehen?“ „Ich muß eine Bestellung machen bei Vicente Sotelo.“ „Dann spar den Weg; das bin ich.“

Als der Großteil der Herde auf der Höhe des Berges erschien, sah Pablo Plano gerade noch Vicente mit einem anderen über die kleine Wiese im Talgrund gehen und dem Júcar zuwandern. So behauptete er wenigstens zuerst vor der Polizei.

Vicente kehrte nicht zurück. Die Schäfer trieben ihre Herde weiter. Im September kamen sie, nachdem sie den Júcar überschritten hatten, an den Hang der Sierra Martí. Eines Tages kamen Leute aus Zapatal vorbei. Sie kannten die Herde und die Hirten und fragten nach Vicente. Die Schäfer sagten, er sei fortgegangen und nicht wiedergekommen.

Acht Tage später kamen zwei Guardias den Berg herauf. Als ihre schwarzen Lachhüte, die Gewehrläufe und das gelbe Lederzeug auftauchten, sagte Domingo: „Caramba, die suchen wohl wieder so einen armen Teufel, der dem Gutsherrn eins in die Presse gegeben hat.“ Pablo war noch unanständiger und sagte „Caracho! Wenn sie sich nur das Genid brähen!“ Er spuckte aus. Sie taten, als sähen sie die Gendarmen nicht. Kein Spanier, der auf sich hält, spricht mit einem Mitglied der Guardia Civil, wenn es nicht sein muß. Aus Gäh nicht, und aus Furcht nicht.

Aber die Guardias kümmerten sich nicht um die Nichtachtung. Sie traten auf die beiden

Schäfer zu und legten ihnen Handschellen an. Dann trieben sie sie hinab nach Albacete.

Dort wurden sie zunächst einmal von der Polizei verprügelt. Die Presse brachte Extrablätter über die zwei Hirten Pablo Llano und Domingo Pilar, die ihren Kameraden Vicente Sotelo ermordet hatten. Ein scharfer Untersuchungsrichter, Don Rodriguez Polvo, nahm sie vor. Aber sie gestanden nicht. Sie wurden ins Gefängnis zurückgebracht; die Kriminalpolizei besuchte sie in den Zellen. Die Polizisten schlugen sie mit Gummiknüppeln; ein Kriminalinspektor gab Pablo eine Ohrfeige, daß das Ohr zu bluten begann. Er wurde taub auf dieser Seite. Sie gestanden nicht. Man fettete sie an, ließ sie hungern, trat sie in den Magen, daß sie sich in Krämpfen wandten. Ihre Gesichter waren verächtlichen. Man zog ihnen das Hemd aus, peitschte sie, ließ sie liegen. Als sie wieder zu Bewußtsein kamen, und der Inspektor die ewige Frage stellte: „Was habt ihr mit Vicente gemacht?“, sahen sie auf die Peitschen in den Händen der Polizisten und sagten: „Getötet“. Das eine Wort nur.

Sie wurden vor den Richter geschafft und erzählten, daß sie mit Vicente Streit bekommen und ihn erschlagen hatten. Aber der Leichnam war nicht gefunden worden. Wohin hatten sie ihn geschafft? In den Júcar geworfen? Nein; sie waren damals nicht am Fluß. Sie hatten die Leiche vergraben. Bei einem ordentlichen Gerichtsverfahren darf nichts fehlen. Das Gesandnis war da; die Täter waren da; aber der Leichnam gehörte auch dazu. Sie mußten angeben, wo sie ihn vergraben hatten.

Das Gericht fuhr in die Berge; die beiden Mörder, von Guardias an Handschellen gehalten, reisten mit. Man stieg den Berg hinauf. „Hier!“ sagte Pablo. Riden und Schaufeln waren da; man grub. Einen Meter, zwei Meter; es war nichts zu finden. Dem Richter stieg das Blut ins Gesicht: „Was, ihr wollt Schindluder mit uns treiben! Geht, wo ihr die Leiche hingebracht habt!“ Ein Guardia schlug Domingo die Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase schöß. Die beiden Mörder sahen einander an. Dann sagte Pablo, der Jüngere, leise: „Wir haben ihn aufgefressen.“ Es gab eine kleine Pause; allen blieb der Atem stehen. Der Untersuchungsrichter wandte sich an Domingo, der umsonst versuchte, mit dem Ärmel seines schmuckigen Hemdes das Blut zu stillen: „Ist das wahr?“ Domingo schaute auf, sein Gesicht war blutbesudelt. „Es ist wahr, señor; die Hunde haben die Knochen gefressen.“

Pablo Llano und Domingo Pilar wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Zu ihren Namenstagen sandten ihnen ihre Verwandten Lebensmittel; öfter konnten sie's nicht, denn sie waren arm. Im Gefängnis verdienten sie sich das bißchen Geld für den Tabak, den sie sich in der Kantine kauften, durch kleine Arbeiten für bessergestellte Mitgefangene. Sie wuschen ihnen die Wäsche, flickten ihnen Kleider, stopften ihnen die Strümpfe.

Im Frühjahr 1932 kam ein Mann nach Zabatal. Es war Vicente Sotelo. Das Dorf lief zusammen und rief laut die Muttergottes an. Vicente erzählte, daß er als ermordet gegolten hatte. Er war aber nur in Villamolino gewesen, einem kleinen Nest der Provinz Badajoz, in der Landschaft Estremadura. Seine Schwester war dort verheiratet. Der Mann war erkrankt, sie selbst war wieder einmal schwanger. Da hatte sie ihren jungen Schwager zu ihrem Bruder geschickt, damit er komme und ihnen in der Wirtschaft helfe. Der Junge hatte ihn auf der Weide angetroffen, ihm gesagt, wozum es sich handle, und Vicente war mit ihm fortgegangen, selbstverständlich. Es war alles

ganz natürlich, und keiner wunderte sich darüber; jeder andere hätte es ebenso gemacht, besonders jeder Unverheiratete.

Villamolino hatte keinen Pfarrer und keinen Lehrer. Und lesen konnte weder Vicente noch konnten es Schwester und Schwager. Tatsächlich waren die Bewohner des Fleckens zu hundert Prozent Analphabeten, keine Seltenheit in manchen spanischen Provinzen. So kam es, daß Vicente ahnungslos im Haus seines Schwagers lebte, während Spaniens Presse von Barcelona bis Granada, von Vigo bis Cartagena voll war von den kammiballischen Hirten in Tres Casas, während dann das Interesse abflaute und Vicentes Kameraden Pablo und Domingo, im Gefängnis eingeliefert, anderen Gefangenen die Stiefel putzten, Tabak rauchten und abwechselnd Reis und Garbanzos in wässriger Brühe aßen.

Die zwei Hirten wurden mit Glanz rehabilitiert. Wieder war es ein Fest für die Presse. Die Reporter strömten in die Gefängniszelle. „Aber warum habt ihr gestanden, wenn ihr doch unschuldig wart?“ „Was hätten wir tun sollen?“ Sie zeigten ihre Brust, ihren Rücken, wo jetzt noch, nach acht Jahren, die Narben der Peitschenhiebe eingekerbt waren. „Die Herren wollten doch alles ganz genau von uns wissen. Und als man dort am Berg die Leiche nicht fand — was hätten wir sagen sollen? Wir wußten doch nicht, wo sie zu suchen war. Also sagten wir, wir hätten Vicente aufgefressen. Benignitens wurden wir dann nicht mehr geschlagen.“

Sie lachten verlegen und pfißig. Pablo hielt, wenn er gefragt wurde, die Hand ans Ohr; denn hörte er auf der einen Seite gar nichts mehr, so auf der anderen nur noch schlecht. Domingo konnte mit dem linken Auge nicht mehr viel sehen; ein unglücklicher Schlag mit dem Gummiknüppel — na, aber nun war ja alles gut.

Die beiden Schäfer wurden in Freiheit gesetzt. Sie kehrten heim nach Tres Casas, wurden bemitleidet und gefeiert. Im Sommer 1935, nach langen Bemühungen, zahllosen Gesuchen, Untersuchungen, Prüfungen und Erwägungen wurden ihnen vom Staat als Entschädigung eine Rente ausgesetzt. Sie sind früh gealtert, verbrauchte Männer; es ist nicht mehr viel mit ihnen los. Max Barth.

## Die Fanatiker des Mars

Nicht ganz zwei Jahre ist es her, daß ein Gentleman am Hauptpostamt London ein Radiotelegramm dem Schalterbeamten zur Beförderung nach dem Mars überreichte. Der „englisch man“ wunderte sich nie. Der Beamte stemmelte, notierte, rechnete — und das Telegramm war dem Adressaten: „Völker des Mars“ weitergeleitet.

Die Antwort läßt noch immer auf sich warten. Haben die Zeitgenossen des benachbarten Gestirns die Depesche nicht erhalten? Haben sie unsere Zeichen vielleicht nicht verstanden? Verwickelte Fragen! Doch geben die englischen Fanatiker des Mars sich nicht geschlagen.

Mr. Percy Price ist Zentralsekretär des „Laboratoriums für psychische Forschungen“, ein alter Liebhaber des rötlich glühenden Nachbarplaneten. Er ist auch geschäftstüchtig. Herr Price hat unlängst durch Vermittlung eines Mediums vom Mars phantastisch klingende Erfahrungen erhalten.

Der Name des Mediums wird streng geheimgehalten. Es steht in ständiger astraler Verbindung mit einem Marsbewohner, Exal Exis, der sich „Herr über vierzehn Länder des Mars“ nennt. Exal Exis gab durch das

## Der Teppich

... wenn Morgenstern es erlebt hätte!

Ein Perserteppich, der erwacht war — eines Tags um Mitternacht, — empfand urplötzlich, — denkt, — empfand Heimweh nach seinem Vaterland!

Er überquerte — (ich gesteh', ich weiß nicht womit), das Büfett, — umstriefe leicht die Fensterpfosten und flog, — ein Teppich, denkt! — gen Osten,

Er flog zunächst nach Teheran: Und kam — laut Nachricht — gut dort an. Doch, — wie erklärt man's? — allsgleich empfand er hier die Luft zu weich.

Drauf hört' er auch, daß allgemein die Teppiche aus Smyrna sein. Es flog darob — noch ziemlich heiter — der Teppich Richtung Smyrna weiter.

Dort kam er an und fand mit Näh'n zum nächsten Teppichmagazin, — legt sich — (es war grad' wieder Nacht) Zu einer Teppichin ganz sacht.

Doch, wela' Entsetzen, — alles schrie: „Sie sind ja made in Germany! Das, was Sie tun — heißt dortzulande — jawohl — heißt dort jetzt — Rassenhunde!“

Der Perserteppich denkt: „Wohin — wohin geh' ich — nach Berlin?, Und während seine Tränen flossen, ward er, — denkt — auf der Flucht erschossen!

Plagiator.



Medium bekannt, daß die Marsbewohner unsere Erde Ahea nennen und seit vielen Jahrtausenden eingehend beobachten. Exal Exis will auch wissen, daß die Marsbewohner einst mit der Erde ständig in Verbindung standen. Ahea und Mars haben sich oft und freundlich miteinander über den Weltraum unterhalten. Dieser freundschaftliche Verkehr ging in die Wähe, als sich um die Erde infolge großer Erdbeben im Weltraum eine Eiskruste bildete, welche auf der Erde die Eiszeit und mit her den Untergang der Kultur bewirkte. Auch jetzt besteht noch diese Eiskruste, nur in vermindertem Maße, und macht die Verbindung schwierig. Exal Exis hat dem Medium geraten, in der Nähe des Nordpols eine Radiosendestation zu errichten und die Verbindung mit dem Mars herzustellen. Die elektrischen Wellen könnten vom Nordpol aus die Eiskruste des Weltraums am leichtesten durchdringen. Exal Exis erzählte auch, daß die Bewohner des Mars überaus hochkultivierte, verfeinerte Wesen seien, die in unterirdischen wunderbaren Städten wohnen. Auf dem Mars seien vernichtende Gewitter alltäglich, die Luft lade sich mit Hochfrequenz-Elektrizität, weshalb auch das Leben an der Oberfläche des Planeten unentraglich wäre. Auch Tiere sollen auf dem Mars leben, eine Art von Pferden und eine Rinderart.

Mr. Price und mit ihm die Mitglieder des Instituts für psychische Forschung schwören auf diese Aussage ihres geheimnisvollen Mediums. Sie wollen nun das Kapital für den großangelegten Versuch aufbringen.

Die Fanatiker des Mars sind an der Arbeit. Aufscheinend ist dem Britischen Imperium die Erde zu klein geworden. Zu viel Kon-

Interenten sind in den letzten Jahren groß geworden, zu wenig sind die unbefeheten, nicht kolonisierten Länderlein. Ein Ausweg muß gefunden werden, und wie Mr. Price mit großer Beredsamkeit der englischen Öffentlichkeit mitteilt, die Zeit ist gekommen, welche die stolze, unbefehete Macht Albions über die Grenzen unseres Planeten hinaus zu nie geahntem, neuen Aufschwung bringen wird.

Wir dürfen nicht stauen. Vielleicht sind die Marsbewohner gar wirklich darauf erpicht, englische Waren und indische Gewürze laufen zu können. Vielleicht sind ihre Wirtschaft und Kultur den unseren verschieden und somit fällt England mit Recht die historische Mission zu, sie mit unserer herrlichen warenproduzierenden Kultur bekanntzumachen. Ein Geschäft könnte es werden! Eine großartige neue Konjunktur!

Wir wollen abwarten.

## Frauen-Rundschau

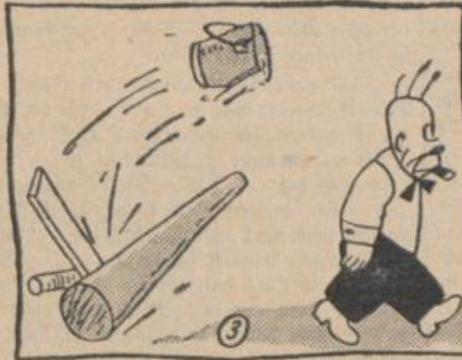
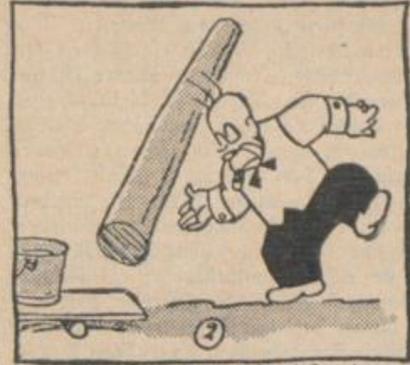
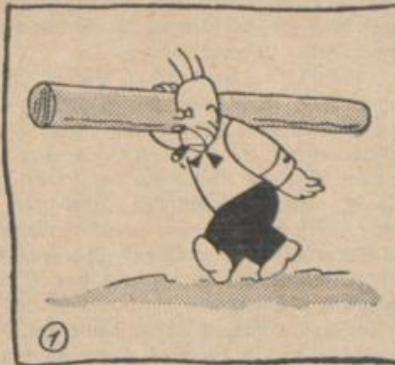
Die Sozialistin Suzanne Lacore wird im neuen französischen Kabinett die Stellung eines Unterstaatssekretärs für Kinderschutz bekleiden. Es muß betont werden, daß dieses Ressort extra für sie geschaffen worden ist, nachdem die öffentliche Meinung, unterstützt durch Presse-Kampagnen, schon seit geraumer Zeit die Schaffung einer staatlichen Organisation zum Schutze der Kinder und Jugendlichen forderte. Mme. Suzanne Lacore war über dreißig Jahre lang Lehrerin und hat sich in dieser Zeit außerordentlich intensiv mit den Problemen der Jugend befaßt und mehrere Broschüren über dieses Thema veröffentlicht. Man erhofft von ihr baldige präventive Maßnahmen, die sich in der Hauptsache gegen Kindermißhandlungen richten.

Eine französische Anwältin wurde soeben vom Staat zur Bearbeitung aller Rechtsfragen berufen, die das Departement Seine-et-Oise betreffen. Es handelt sich um Mme. Renée Jardin in Versailles. Ein männlicher Anwalt teilt sich mit ihr in die staatliche Funktion. Es ist bemerkenswert, daß das Kriegsministerium sich bereits am Tage nach ihrer Ernennung an sie gewandt hat, um Streitfälle beim Zusammenstoß von Militärautos zu regeln.

Frau und Tochter des Schah von Persien wohnen unverschleiert der Einweihung der Hochschule von Teheran bei und der Schah hielt zum ersten Male eine Ansprache vor unverschleierten Frauen.

Die chinesische Wissenschaftlerin, Frau Dr. Heng-Yung-D in Schantung hat nach mehrjährigen Studien und Versuchen ein Verfahren gefunden, Kunstseide aus den Stengeln einer Hirseart, dem Kaoliang, der reichlich in Nordchina vorkommt, herzustellen. Dr. Heng erklärte, daß diese neue Kunstseide der bisher eingeführten gleichwertig, aber bedeutend billiger sei.

In den soeben beendeten belgischen Wahlen haben nur wenige Frauen teilgenommen, denn nach dem belgischen Gesetz hatten nur 8048 Frauen das Wahlrecht. Mme. Desjardin, die als Sozialistin der letzten Kammer angehörte, hatte sich dieses Mal nicht aufstellen lassen. Doch kamen zwei andere Frauen ins Parlament, und zwar die Sozialistin Isabelle Blum, die in Brüssel, und die Kommunistin Aberg, die in Lüttich gewählt wurden.



Adamson als Kraftmeier

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 285.

Von Franz Tepper, Karlsbad, (Original.)

Schw.: Ke5, Td4, a8, Ld8, Sg7, h4, Ba7, d3, d5. (9)



Weiß: Kf7, Db6, Th6, Ld2, Sf2, g5, Bc6, e4, g4. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 282: Tg2-g1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper-Franz, Karlsbad; Nitsch-Rosa, Trupschütz; Dinnebier Emil, Tetschen; Dreßler Rolf, Vlasim; Richter Karl, Politz a. E.; Sturm Heinrich, Brünn; Schöffel Anton, Schönbritz; Förster Gustav, Komotau 11; Havel Franz und Geißler Josef, Modlan; Strache Rudolf, Großpriesen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Hahl Erwin, Chimlak Teo, König Anton, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, Freundl Anton, Schindler Robert, sämtlich Nesteritz; Eichler Otto, Drakowa; Bittner Richard, Kleinaugezd; Bobek Franz u. Walter Ludwig, Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Tritsch Gustav, Wisterschan.

Bezirkswettkampf in Modlan.

Anlässlich des 45jähr. Gründungsfestes der „Union der Bergarbeiter“ und des „Atus Vorwärts“ Modlan am 14. Juni findet im Restaurant

„Eiche“ ein Freundschaftswettkampf 1. Bezirk (Aussig) gegen 2. Bezirk (Teplitz) statt, Beginn um 9 Uhr früh.

Schachinteressenten sind freundlichst eingeladen. Für den Aussiger Bezirk treten Genossen aus Aussig-Kleische, Nesteritz und Schönfeld an. Die Teplitzer Mannschaft besteht aus Spielern von Wisterschan, Teplitz, Zuckmantel und Kwitkau.

PARTIE Nr. 104.

Gespielt im Einzelmeisterturnier der Arb.-Schachvereine in Pilsen.

Weiß: W. Rusý, Pilsen.

Schwarz: Smolk, DTJ, Tlučau.

- |     |                                    |         |
|-----|------------------------------------|---------|
| 1.  | e2-e4                              | e7-e6   |
| 2.  | d2-d4                              | b7-b6   |
| 3.  | c2-c4                              | d7-d5   |
| 4.  | e4-e5                              | Lc8-b7  |
| 5.  | Sg1-f3                             | Lf8-b4+ |
| 6.  | Sb1-c3                             | Sg8-e7  |
| 7.  | Lf1-d3                             | c7-c5   |
| 8.  | 0-0                                | 0-0     |
| 9.  | Sc3-b5                             | c5xd4   |
| 10. | a2-a3 gibt das Signal zum Angriff. |         |

10. ——— Lb4-c5

11. b2-b4 a7-a6

12. b4xc5 a6xb5

13. c4xb5 b6xc5

14. Dd1-c2 c5-c4

Läufergewinn? nach g6 oder Sg6 entscheidet Weiß die Partie am Damenflügel.

15. Ld3xh7+ Kg8-h8

16. Sf3xd4 e7-g6

17. Dc2-d2 eine kleine, aber starke Damenbewegung.

17. ——— Kh8xh7

18. Dd2-h6+ Kh7-g8

19. Lc1-g5! Sb8-d7

20. Lg5-f6? Mit einmal solch ein schwacher Zug mit späterem Partieverlust.

Hier sollte Kh1 mit folgendem f4 und Tf3 und h3! geschehen. Dies zog auch Weiß in Berechnung, aber nach dem anscheinend schwachen Zug 8-d7 „sah“ Weiß einen schnellen Sieg. Es geschah noch 20. ... Sd7xf6

21. e5xf6 Se7-f5

22. Sd4xf5 Dd8xf6

23. Sf5-d6? Ein weiterer Fehler.

Sg3 mit folgendem h4 sollte gespielt werden, aber Weiß verlor schon Ruhe und Partie. Eine kleine Kostprobe, wie man gewonnene Stellungen verlieren kann. Entnommen „Nová doba“.

**Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt**